

Dossier *Aufbruch*

Die Patina der Revolution

Fast 50 Jahre ist die Revolution Fidel Castros auf Kuba her. Nun scheint der Traum vom karibischen Herzeige-Sozialismus bald ausgeträumt. Die Exilkubaner frohlocken, doch in Havanna geht alles den gewohnten Gang.

In Kubas Hauptstadt fällt jede Woche ein Balkon von einer bröckeligen Hausmauer, heißt es. Den leeren Fassaden und dem Schutt und Müll nach zu urteilen, der in gewissen Teilen von Habana Vieja, Centro und Vedado die Straßen versperrt, könnte das zutreffen. So geht es schon seit Jahrzehnten. Doch zwischen den armseligen Häusern spielen die Kinder, tratschen Frauen mit Lockenwicklern in den Hauseingängen, verkaufen alte, runzlige Männer die Parteizeitung *Granma* und stellen sich die Menschen mit ihren Libreta-Heftchen vor den halbleeren Tiendas an. Aber: So richtige Armut sieht man nicht. Keine Bettler, außer den rotzfrechen Lümmeln, die pausenlos Touristen anschnorren. Keine Invaliden auf den Straßen wie in Dritte-Welt-Ländern. Und in den Calles der von der Unesco revitalisierten Altstadt wälzt sich die Menge von einer modernen Boutique zur nächsten, vor denen man sich zwar auch anstellen muss, die aber für harte Währung so gut wie alles verkaufen.

Und es wird gekauft: Der letzte Modeschrei aus chinesischen Fabriken, das original nachgemachte Cacharel-Parfum, die unsägliche Moschino-Tasche aus Kunstleder. Kein Problem. Die jungen kubanischen Damen und Herren der Dollar-Nomenklatura belieben zu shoppen. Der offizielle Durchschnittslohn in Kuba beträgt etwa 300 Pesos nacionales, umgerechnet 15 Euro – pro Monat. Wie machen die das?

Der Liter Benzin an den offiziellen Tankstellen kostet umgerechnet 70 Eurocent. Trotzdem quietschen Tag und Nacht unzählige uralte US-Brummer, klapprige Ladas, rostige Moskwitschs und Limousinen franzö-

sischer Provenienz und neuerer Bauart durch die Gassen und Avenidas. Auch wenn das Benzin auf dem Schwarzmarkt vielleicht nur ein Drittel kostet, ist der finanzielle Aufwand groß.

Kuba hat ein Problem mit der Zweiklassengesellschaft. Die Unterteilung ist ganz simpel. Die einen haben Zugang zu harter Währung, zum Euro, zum amerikanischen und kanadischen Dollar, zum Yen und neuerdings zum Yuan, zur Not auch zum mexikanischen Peso. Der Rest hat gar nichts. Nur wertlose Lappen Papier in der Brieftasche.

Auch wenn den Drei-Peso-Schein das Konterfei von Che Guevara ziert und man ihn deshalb zum Vielfachen an dümmliche Touristen verkaufen kann. Mit der nationalen Währung kann man mit dem Bus fahren, sich einen Zuckerrohrsaft oder ein Stück Pizza kaufen, aber sonst nicht viel. Wie grämte sich Jesús Díaz, Kubas Exilschriftsteller: „Die Regierung gibt uns Pesos, aber sie verlangt Dollars.“ Oder Euros. Oder andere Hartwährung. Die tauscht man aus dem kuriosen Kunstgeld der Pesos convertibles, dem Touristengeld, das nur in Kuba genommen und in keiner internationalen Bank auch nur eines Blickes gewürdigt wird.

Renitent, stolz, fröhlich

Kuba lässt niemanden kalt. Nicht nur wegen des angenehm warmen Wetters das ganze Jahr hindurch, sondern auch wegen seiner außerordentlich einzigartigen Position in der gesamten Weltpolitik. Der kommunistische Staat ist zäh und schwer beweglich, aber renitent und stolz. Seine Leute sind gleichzeitig fröhlich und verbittert, das Land fruchtbar, aber die Städte vergammelt, die Peso-Tiendas leer und die Hartwäh-



Foto: Malony

runghshops überquellend vor importierten Genüssen. Die Widersprüche, die der Sozialismus immer beseitigen wollte, sind unübersehbar vorhanden. Die Wirtschaft ist in sich schwach und korrupt. Es gibt diese Peso-Gesellschaft, die fast nichts hat und sich nichts leisten kann, und eine Dollar- und Euro-Schattengesellschaft, der es leidlich gut geht, weil sie die Touristen schröpft, und die sich alles leisten kann, was eben so nach Kuba importiert wird.

Eine soziale Disparität, die nicht im Sinne der greisen Revolutionäre sein kann, die heute noch immer an der Spitze des Staates stehen.

Doch dieser Tage liegt Kuba noch tiefer im Koma als sonst. Fidel Castro ist 80 Jahre alt und unübersehbar schwer krank. Ohne ihn ist Kuba nur der halbe Mythos. Die Exilkubaner in Miami sehen sich bald am Ziele ihre lang gehegten Wünsche, den starrsinnigen alten Mann endlich aus dem Weg zu haben.

Deshalb halten sie erwartungsfroh still. Die Amerikaner, begierig darauf, ihre nun fast 50 Jahre währende Schmach gegenüber dem frechen, kommunistischen Kuba zu tilgen, können ihr Glück gar nicht fassen. Kurz vor Weihnachten erklärte John Negroponte, der nationale Geheimdienstkoordinator der USA, er rechne mit einem Ableben des greisen Diktators „in einigen Monaten“.

Fortsetzung auf Seite 26